

## Das Ende der Gegenwart

Eine Hochzeit, ein Weltuntergang und Revolutionen satt: Für einen Frühling sah es so aus, als breche ein neues Zeitalter an. Doch auf die Überdosis Echtzeit folgt Melancholie: Retrokultur, wohin man blickt. Und selbst das Hier und Jetzt sieht schon aus wie ein altes Polaroidbild

ANDREAS ROSENFELDER

Das erste Bild, das sich mir einbrannte, als ich vor ein paar Jahren nach Berlin kam, war ein Graffiti, in meterhohen Druckbuchstaben auf eine weiße Brandmauer in Mitte gemalt. Ich sah es an einem frühen Morgen durch die Seitenscheibe eines Taxis, unterwegs von irgendwo nach anderswo. Der Satz steht noch da, doch er klingt heute anders als damals: „How long is now“.

Wie lang dauert eigentlich die Gegenwart? Was wie eine staunende Feststellung wirkte, wie die Verheißung einer beliebig ausdehnbaren, rauschhaften Präsenz, das hat sich in eine Frage mit bangem Unterton verwandelt. Wie viel Restgegenwart ist noch übrig? Oder ist die Jetztzeit schon abgelaufen?

Solche Stimmungsschwankungen mögen zum subjektiven Blick auf die Welt gehören, weil man eben älter wird, weil die seltsam undefinierten Nullerjahre endgültig vorbei sind und Berlin auch nicht mehr die gefühlte Hauptstadt der Welt ist. Aber es springt trotzdem ins Auge, dass sich in diesem schon jetzt endlosen Sommer eine Gegenwartsmüdigkeit in unsere Kultur eingeschlichen hat, ein Grundgefühl des Déjà-vu, wie es eigentlich besser zum Ausklang eines Jahrhunderts passen würde – und das ausgerechnet nach einem Frühling, in dem für ein paar hektische Wochen alles danach aussah, als dämmerte ein neues Zeitalter herauf, mit Apokalypsen und Revolutionen, sodass man versucht war, die „Gezügeln Worte“ aus dem Bücherregal hervorzukramen, den Staub abzuklopfen und jenen Spruch nachzuschlagen, den Jan Hus geprägt haben soll, als er 1415 in Konstanz auf dem Scheiterhaufen stand: „O Jahrhundert! Es ist eine Lust zu leben!“

Dieser pathetische Augenblick, in dem – auch schon ziemlich rückwärtsgewandt – immer wieder das Jahr 1989 beschworen wurde, dauerte zwar länger als die berühmten drei Sekunden, von denen die Hirnforscher erzählen, wenn sie die Zeitspanne unserer Gegenwart vermessen. Aber er scheint doch vorbei zu sein, und das Interesse an libyschen Rebellen und syrischen Dichtern, an Strahlungswerten in Fukushima und Baustopps in Stuttgart ist wieder auf das gewöhnliche Maß zurückgefallen. Mehr noch, es ist einer überall spürbaren Langeweile gewichen. Vielleicht waren all die Live-Ticker, die uns mit grundstürzenden Nachrichten aus Tripolis, Bayreuth und Abbottabad fütterten, nur Infusionsgeräte, über die

man uns eine Überdosis Echtzeit nach der anderen in die ausgedörrten Venen jagte: ein starker Wirkstoff, der zunächst gut anschlug, aber schon nach einer kurzen Gewöhnungsphase seine Wirkung danach umso stärker spüren ließ.

Hört hier jetzt wirklich irgendjemand ägyptischen Polit-Hip-Hop? Liest jemand Anti-Atomkraft-Sonette von grünen Lyrikerinnen? Verfolgt einer all die winzigen Mikroblogs, in denen vermutlich immer noch die Freilassung von Ai-Weiwei gefordert wird? Wenn wirklich ein neues Zeitalter angebrochen sein sollte, dann hat es sich jedenfalls ziemlich gut verkleidet. Man muss gar nicht Jörg Kachelmann betrachten, der mit seinen gut fünfzig Jahren im rot karierten Holzfällerhemd auf einer Kuhwiese posiert, als sei der Grunge gerade aus Seattle nach Europa hinübergeweht, man muss nicht Lady Gaga hören, die ein Bruce-Springsteen-Album für Siebzehnjährige aufgenommen hat, und man muss auch nicht all die aus der jüngsten Vergangenheit neu zusammengemischten Mikrotrends in Mode, Popmusik und Serienkultur durchmustern, die der britische Journalist Simon Reynolds in seinem eben in England erschienenen Buch „Retromania“ zusammenfasst.



Nein, es genügt schon, die Fotos anzuschauen, welche die eigenen Freunde – womöglich hat man es selbst schon einmal getan – auf Facebook hochladen, Sekunden, nachdem sie mit dem Handy aufgenommen wurden, an irgendeiner sonnigen Straßenecke, jetzt, im Juni 2011. Es sind künstliche Polaroids, mit Digitalfiltern ins Gelbstichige oder Sepiabraune getaucht, als hätten sie ein paar Jahre zu lang in Fotoalben aus Plastik geklebt und in der untersten Schublade eines Wohn-

zimmerschranks gelegen. So sieht heute das Jetzt aus.

Es geht also gar nicht darum, dass wir uns, weil wir alle zu viel „Mad Men“ geguckt haben, im Secondhand-Möbelladen genau jene Sideboards aus Palisanderholz teuer zurückkaufen, die unsere Eltern nach der Wohnungsauflösung der Großeltern per Kleinanzeige verschenkt, weil sie ihnen so spießig erschienen wie die 50er-Jahre. Es geht auch nicht um die berühmten Retroschleifen, die immer kürzer und schneller werden und das vor wenigen Jahren aussortierte schon wieder als Vintage-Ästhetik in den Kreislauf einspeisen, sodass man am Ende nicht mehr weiß, ob ein bestimmtes Polohemd eher die mittleren 80er-Jahre oder doch die späten Nullerjahre zitiert. Nein, die Nostalgie unserer Tage gilt keinem verlorenen Paradies mehr, keinem mythischen Jahrzehnt, das einen Phantomschmerz in uns auslöst, weil wir es niemals werden bewohnen können. Sie gilt der nackten Gegenwart selbst.

Es wäre zu einfach, den sentimentalischen Filter, der sich schon im Moment der Wahrnehmung über das Heute legt, als Instrument eines reaktionären Zeitgeists zu deuten. Auch die Romantiker erbauten künstlich verfallene Ruinen, und die haben schließlich trotz ihres Mittelalterfimmels das 19. Jahrhundert erst in Bewegung gebracht. Es besteht auch kein Anlass, im Früher-war-alles-besser-Tonfall zu beklagen, dass die Populärkultur keine genialen Entwürfe, keine futuristischen Manifeste oder politischen Thesenpapiere von Rang mehr hervorbringt – wenn man von Vegetarierleitfäden und Empörungsbüchern absieht, die ihrerseits genauso Retro sind wie Schnurrbärte oder Latzhosen.

Nein, die Polaroidisierung dient eher dazu, der Gegenwart in ihrer Zufälligkeit und Banalität eine Aura zu verleihen, die sie wie guter Whisky erst durch Lagerung gewinnen müsste, durch ein Ruhen im Dunkel der Erinnerung. Im Familienalbum erscheint heute jedes verblasste Bild eines Onkels, der vor einer Garageneinfahrt steht, als bedeutsam – eben weil man darin den typischen, schnauzbärtigen Onkel der 70er-Jahre erkennt, ja sogar die typische Garageneinfahrt der Epoche.

Der Journalist Siegfried Kracauer beschrieb diesen Effekt 1927 in einem Zeitungsartikel. Er handelte von einer vergilbten Fotografie seiner Großmutter, die sich unter dem Blick des Enkels in eine Kleiderpuppe verwandelt: „Die Puppe ist nicht von heute, sie könnte im Museum mit anderen ihresgleichen in einem Glaskasten stehen, der die Aufschrift ‚Trachten 1864‘ trägt.“

Wir stehen jetzt schon vor dem Glaskasten, der die Aufschrift „2011“ trägt.



Ein Prinz hat geheiratet, ein Minister ist verschwunden, ein Kraftwerk explodiert, ein Diktator gestürzt

GETTY IMAGES/PETER NUCKER/REUTERS; AP/WIDEWORLD PHOTOS; EPA

ANZEIGE

## Hochkaräter

### Der Spiegel-Bestseller der Literatur-Nobelpreisträgerin – jetzt erstmals als Taschenbuch!

»Ein überwältigender, ergreifender, demütig machender Roman.«  
*Felicitas von Lovenberg, Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Jetzt echte Diamanten gewinnen!  
 Alle Informationen unter:  
[www.unsere-hochkarater.de](http://www.unsere-hochkarater.de)

ISBN 978-3-596-18750-8, 304 Seiten  
 € (D) 9,99 -St. 15,90 (UVP) € (A) 10,30